

und Wein. Ja, große Schüsseln mit Kartoffelsalat, Kartoffelpuffern, kurz was nach Landesitte das Beste war, brachten die Frauen angeschleppt. Unermüdblich, ohne Grenzen in ihrer Opferwilligkeit; denn ein Zug folgte dem andern..

Noch vor einer jeden großen Aktion ist es unserer Heeresleitung gelungen, die Feinde über Ort und Zeit und Ziel zu täuschen. So große Truppenverschiebungen lassen sich ja nicht verbergen. An jeder Station kann ein Spion die vorbeifahrenden Züge zählen und die Anzahl der Bataillone und Batterien dem Gegner melden. Und trotzdem ist die Überraschung noch jedesmal gelungen.

Auch wir fuhren nicht direkt auf unseren Bestimmungsort zu. In zwei Etappen wurden wir in das Kampfgelände gebracht. Als wir zum zweiten Male verladen wurden, da ging es Schlag auf Schlag. In ein paar Stunden mußten die ersten Transporte an der Rampe sein. Und dann Zug auf Zug, so dichtgedrängt, wie es die Rücksicht auf die Betriebssicherheit nur zuließ.

Eine rasche Fahrt. Hastig müssen die Mahlzeiten auf den Verpflegstationen eingenommen werden. Der Ausladebahnhof lag im Feuerbereich der feindlichen Geschütze. Noch in der Nacht ging es weiter, der Front entgegen. Von dort her donnerten die Kanonen, unablässig, ohne Pause.

Vor Verdun

Der Morgendunst ist weg. Mit dem Periskop sieht man aus dem Graben weit über das Land. Den Hang hinunter, dann Hügel an Hügel, alle bedeckt mit dem wirren Negwerk der Gräben. Wälder wie dunkle Farbsflecken dazwischen. Fern am Horizont, hinter Hügeln und Wäldern liegt die Stadt, der der Kampf gilt — Verdun.

Den Graben, in dem ich stehe, haben die Franzosen eingetrommelt. Im Nachbarabschnitt haben sie des Nachts einen Gegenangriff gemacht. Sie wollten sich Luft machen gegen die eiserne Klammer, die sich halbkreisförmig um sie legt und sich langsam, aber erschreckend in ihrer unwiderstehlichen Langsamkeit enger zieht.

Augenblicklich kann man ruhig aus dem Grabenstück heraus beobachten. Das heißt, was einst ein Graben war, ist kaum mehr eine flache Mulde. Aus dem niedergebrochenen Erdreich starren Balken, Bretter, Eisenschienen und Stahlschilde. Ein wüstes Durcheinander. Wie nach einem Erdbeben sieht es aus. Einzig ein Maschinengewehrstand steht noch. Ein unförmig dicker Betonkloß mit schmalem Schußschlitz. Das deckende Erdreich ist weggewaschen. An einer Ecke ist ein mächtiges Stück abgeschossen. Aber er steht noch, ungebrochen in seinem starren Trotz.

Mitten in der Mulde liegt ein Blindgänger, einer von den ganz großen, ein Achtundzwanzig-Zentimeter. Lang, plump liegt er da in seiner ungefügigen Masse, wie ein ans Land geschleudertes Seefisch; — immer noch tödlich und gefährlich.

So trommeln wir jetzt die französischen Gräben ein. Nicht ein kurzes Grabenstück, nein, kilometerlange Strecken. Vor Bétincourt und gegen den „Toten Mann“ sind unsere Mörser gerade an der Arbeit. Bei Gorlice nahmen diese Ungeheuer zum erstenmal Schützengräben in die Kur, uns zur staunenden Bewunderung, den Russen zum graufigen Schreck. Damals war es ein Ereignis. Hier kennt man es gar nimmer anders. Und statt der wenigen sind es jetzt Duzende, die gleichzeitig in einem Höllkonzert loslegen. Wir trommeln nicht tagelang wie die Franzosen; nur ein paar Stunden. Aber dann, was aus den Rohren geht, mit den schwersten Kalibern. Wenn die Infanterie vorbricht, darf von dem feindlichen Graben nichts mehr stehen.

Die französischen Stellungen wurden vielfach, und nicht nur von den Franzosen selbst, für uneinnehmbar gehalten. Sie waren es vielleicht auch. Bisher. Jetzt nicht mehr. Angriff und Verteidigung wechseln in ihrem relativen Stärkeverhältnis zueinander. In diesem Kriege mehr als in früheren. An sich ist die Verteidigung die stärkere Form der Kriegsführung. Allein wenn dieser Clausewitzsche Satz uneingeschränkte Geltung hätte, könnte ja nie ein Angriff gelingen, außer mit überwältigender Überlegenheit. Jeder Form der Verteidigung wird der Angriff mit einer neuen stärkeren Form zu begegnen suchen. Technik und Taktik im ewigen Wechselspiel durch die Jahrhunderte.

Im Anfang dieses Krieges war eigentlich die Verteidigung die weitaus stärkere Form. Allein indem sie sich einer veralteten Taktik bediente, indem sie sich auf Festungen stützte, die in ihrer bisherigen Gestalt ein neues, geheimgehaltenes Angriffsmittel — der Zweiundvierzig-Zentimeter-Mörser — wertlos machte, unterlag sie. So lange, bis sie die der modernen Waffenwirkung — dem Mehrlader, dem Maschinengewehr und dem Schnellfeuergeschütz — gemäße Form gefunden hatte. Gegenüber dem elastischen, tief in der Erde gedeckten Schützengrabensystem und der verdeckten Artillerieaufstellung war der heldenhafteste Todesmut unserer besten Regimenter vergebens. So kam unser Vormarsch in Flandern zum Stehen.

Herbst und Winter 1914 war eine kritische Zeit. Allein unsere Heeresleitung wußte den neuen Methoden zu begegnen. Im Frühling schritten wir zum konzentrischen Angriff gegen Rußland. Auch im Osten galten die Stellungen für uneinnehmbar. Doch ein überwältigender Eisenhagel zerstörte die sorgsam aufgeführten Gräben, so daß der Verteidiger Gewehre und Maschinengewehre nicht oder nicht voll zur Geltung bringen konnte. Die feindliche Artillerie

aber brauchten wir nicht so zu fürchten, da die Russen damals an einem Geschütz- und Munitionsmangel litten, der in der Folge für sie zum Verhängnis wurde. —

Das Gefährliche im Westen war und blieb die feindliche Artillerie, die starke, glänzend schießende französische und englische Artillerie; überhaupt das größere Raffinement unserer westlichen Feinde in allen Feinheiten moderner Kriegsführung.

Mit der Artillerie war es in der ersten Hälfte des Krieges eine eigene Sache. Alle bisher geltenden Anschauungen wurden da über den Haufen geworfen. Die offen auffahrenden Batterien wurden überall in Kürze vernichtet. So ging die Artillerie nur mehr verdeckt in Stellung. Das dauert länger und ist umständlicher, allein eine gut verdeckte, indirekt schießende Batterie ist praktisch unverwundlich. Dies kam wieder in erster Linie dem Verteidiger zugute; denn wenn seine Infanteriestellung niedergelämpft war, konnte er immer noch mit seinen unverkehrten Geschützen die Bahn reinsägen und den Sturm abweisen.

Das ist nun langsam anders geworden. Mit Hilfe der Fliegerbeobachtung und des Meßplanverfahrens bekommt man auch die raffinierteste Batteriestellung heraus. Und wenn es auch noch immer nicht leicht ist, Artillerie niederzukämpfen, so kann man sie doch, vor allem unter Anwendung von Gasgranaten, derart niederhalten, daß sie im entscheidenden Augenblicke schweigt. Dazu kommt ein minutiös geregeltes Zusammenarbeiten von Infanterie und Artillerie, das erstere immer nur so weit vorgehen läßt, als sie die Schwesterwaffe noch deckt. Ein blindes Vorstürmen mit gewaltigem Geländegewinn ist da freilich nicht möglich, allein man ist auch vor Rückschlägen sicherer, und es kostet weniger Blut.

Langsam gehe ich durch den Wald zurück. Man ist hier nicht eingesehen und kann sich frei bewegen. Vor der feind-

lichen Artillerie schüßen einen freilich die Stämme nicht. Aber vor der ist man ja hier nirgends sicher. Auch wenn nicht gerade gekämpft und gestürmt wird, reißt das Feuer der beiderseitigen Artillerie nicht ab. Noch kilometerweit hinter der Front liegen Straßen und Unterkünfte unter Feuer. Das Rollen und Dröhnen summt einen in den Schlaf und grüßt uns beim Erwachen.

Dies Feuer mürbt und frißt die Nerven; denn trotz allem Raffinement der Technik, letzten Endes sind doch sie es, die die Entscheidung bringen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, beginnen sie bei den Franzosen schon nachzulassen. Gewiß, sie sind brillante, schneidige Kerle, aber im Anfang sind sie doch vor uns gelaufen. Herrgott, was waren das für Tage damals im August! Dann kam freilich die Marneschlacht, und die spukt den Franzosen noch immer in den Köpfen. Da wir sie seitdem nicht mehr feste anpacten, hielten sie sich für die Sieger. Nun das wird jetzt wohl langsam anders werden.

Kred! Mentsch! Da ist ein „Schwerer“ gerade in den Lumpel gefahren. Inmitten des dicken schwarzen Rauches steigt eine Wasserfontäne auf. Die Infanterieabteilung auf der Straße setzt sich in Trab. Ein paar Pferde scheuen. Gleich darauf schlägt eine zweite ein Stück weiter rechts ein.

So geht das nun alle Tage. Am Walbrand steht ein Krankenwagen. Die Sanitäter heben gerade einen verwundeten Artilleristen hinein. Jeder Tag bringt seine Verluste. Schön ist das nicht. Aber drüben sieht es noch ganz anders aus. Wir haben mehr von den dicken Dingern, von den Nervenfressern. Wir halten es aus. Sieh den Infanteristen vorn im Graben, hinter dem Schild, neben sich die Handgranaten, und den Kanonier in seiner Batteriestellung. Die haben noch Nerven wie Laue. Wir halten durch.

Wir draußen

Zwei Jahre Kriegserleben
an vier Fronten.

Von

Colin Roß

Mit vier Übersichtskarten



1 9 1 6

Verlag Ullstein & Co, Berlin-Wien

GERMANY

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.
Amerikanisches Copyright 1916 by Hefstein & Co, Berlin.